

## Besuch beim Meisterfälscher

(Hexerei mit Briefmarken)

„Sie wünschen?“ fragte Herr Müller, Inhaber des Türschilds „Mag Müller, Briefmarken“, und musterte den Besucher miträufisch.

„Ich möchte eine Briefmarke kaufen.“

Herr Müller, ein corpulenter Mann mit dünnflaumigem Schädel, möchte seinen Besucher anscheinend möglichst rasch wieder los werden. Der aber hat kein Interesse daran, zwischen Tür und Angel dieser kleinen Hinterhauswohnung abgefertigt zu werden. Er läßt nicht locker, bis er Herrn Müller gegenüber an seinem Schreibtisch sitzt, nach Absolvierung eines scharfen Verhörs: wer ihm Herrn Müllers Adresse verraten habe, und welche Referenzen der Besucher angeben könne. Erst nachdem sich Herr Müller überzeugt hat, daß man ihm sein eigenartiges Handwerk nicht abgucken will, schwindet sein Argwohn.

Der Tisch steht am Fenster der Stube, eine große Lupe beherrscht von erhöhtem Standort aus das Feld. Neben einer wassergefüllten Schale, in der Dukende von zerrissenen Briefmarken schwimmen, liegen Pinzetten, Klebefalze, Pinsel, Metallröhrchen; stehen Fläschchen und Schalen mit winzigen wasserhellen Kugeln. Dazwischen liegt ein Briefmarkenkatalog und ein Telegammcode, und wie bunter Schnee bedecken den ganzen Tisch Briefmarken und nochmals Briefmarken, in allen Farben, aus allen Ländern; sie ruhen in Papphüßelchen, sie sind auf Kartonblätter aufgellebt oder quellen aus Tütchen.

Herr Müller ist „Briefmarken-Reparateur“ — Briefmarkenfälscher, könnte man verständlicher sagen, hätte das Wort Fälscher nicht einen so verurteilenden Klang. Aber Herrn Müllers Arbeit muß anerkannt werden. Er ist ein Meister, wahrscheinlich einer von zwei oder drei gleich vollendeten Künstlern, die auf der ganzen Welt in diesem Fach existieren: einem nach den geltenden juristischen und moralischen Gesetzen illegalen Beruf.

Sieben Jahre hat Herr Müller sein Fach gelernt; nicht etwa als Schüler eines noch tüchtigeren Meisters — denn selbst wenn es ihn gäbe, würde er seine Kunst nicht lehren! — sondern alleine, Stück um Stück des schwierigen Gebietes erprobend und erwerbend. Während seiner Lehrzeit ernährte er sich ausschließlich auf die aus seinem harmlosen Türschild ersichtliche Art: er kaufte und verkaufte Briefmarken.

Herrn Müllers Arbeitszeit beginnt früh um sechs, im Winter etwas später, und dauert nur bis Mittag; denn helles Tageslicht ist Haupterfordernis, und die Strahlen der Nachmittagssonne fallen nicht in Herrn Müllers Hof. Der Nachmittag gehört dem kommerziellen Teil seines Berufes, dem Kauf und Verkauf.

Seine Lieferanten sind die Briefmarkenhändler. Von ihnen erwirbt er seine Waren, die zugleich seine Patienten sind: lädierte, zerrissene, oft bis zur Unkenntlichkeit veräümmelte Marken-Invaliden; natürlich nur Stücke, die in

gutem Zustande mindestens ihre fünf Schilling wert sind, aber in dieser trostlosen Verfassung nur ein paar Groschen kosten.

Bierundzwanzig Stunden später ist die Arbeit getan. Aus dem wertlosen Fetzen ist eine umgekehrte, ausgezeichnet erhaltene Briefmarke geworden — ein Gedenkstück, das den Laien mit ehrfürchtiger Bewunderung erfüllt. Wir sehen im Wasserbad Marken, die nur noch zur Hälfte vorhanden sind; denen die Badenränder ringsherum fehlen, deren Herkunft und Portowert kaum noch zu erkennen ist. Herr Müller macht daraus Prachtstücke, deren einwandfreie Beschaffenheit jedes Sammlerauge vor Freude und Bewunderung leuchten läßt.

Wie geht das vor sich?

Zunächst werden die Marken in stundenlangem Wasserbad aufgeweicht und dann getrocknet. Nun beginnt die Hauptarbeit; das Schaben. Mit einer Rasierklinge wird lange Zeit derjenige Rand der Marke, an den ein neues Stück angeflist werden soll, ganz vorsichtig geschabt; eine Arbeit, für die gelegentlich auch Frau Müller angespannt wird. Es wird so lange geschabt, bis das Papier genau um die Hälfte dünner geworden ist; ein komplizierter kleiner Präzisionsapparat vermag dies nachzumessen. Dann wird der Rand des Papier-

stückchens, das angeflist werden muß, ebenso geschabt; das ist entweder das entsprechende Stück einer gleichartigen, echten Marke, oder aber — wenn es sich um Baden und andere kleinere Markenteile handelt — ein besonders präpariertes weißes Papier, in seiner Struktur dem des Hauptstückes ähnlich.

Nun werden beide Stücke zusammengeleimt. Das geschieht mit den kleinen wasserhellen Kugeln, die wir in der Schale entdeckten; es ist ein von Herrn Müller selbst hergestellter Klebstoff, dessen chemische Zusammensetzung sein Geheimnis ist. Dann werden mit den dünnen Metallröhrchen die Badenränder ausgeglättet.

Jetzt beginnt die Arbeit des Rasens. Erst wird der Grundton aufgelegt, dann kommen die Verzierungen, Zahlen und Buchstaben. Und schließlich wird der Poststempel hergestellt, der bei vielen älteren Marken aus Entwertungstüchlein mit mineralöhlhaltigen Tinten besteht.

Zum Schluß wird die Marke nach Herrn Müllers Spezialmethode poliert; und dann mag kommen wer wolle — Herr Müller braucht sich seiner Arbeit nicht zu schämen. Die Diale des Papiers, die bei plump reparierten Marken sofort auffällt, wenn man die Klebefallen gegen das Licht hält, ist absolut gleichmäßig; die Farben, Tinten, Stempel, Schriften, Ränder sind wohl von keinem bewaffneten Auge als gefälscht zu erkennen. Man müßte die Marke schon unter Mikroskop oder in ultraviolettem Licht halten. Herr Müller arbeitet ständig daran, auch diese Entdeckungsmöglichkeiten auszuschließen; auf seinem Tisch steht ein Betrachtungsapparat, der die ultravioletten Strahlen aus dem Tageslicht ausfiltriert, und in dem der Meister sein Werk betrachtet, ob und wie sehr es sich als Fälschung verrät.

Die Stunden des Herrn Müller sind — die journalistische Wahrheitsliebe erfordert diese Feststellung — ausschließlich Briefmarkenhändler. Er verkauft ihnen die Stücke, fälscherlich auf Karton aufgellebt und mit festen Preisen versehen. Dieses Verkaufsgeschäft ist natürlich der heißeste Punkt seines Gewerbes. „Jedem Käufer“, erklärt der Meister, „sage ich ausdrücklich, daß ich ihm ein repariertes Stück überlasse. Was er dann damit anfängt — mein Gott, das geht mich doch gar nichts an, nettwaßr?“ Aber auch ohne diesen ausdrücklichen Hinweis — falls Herr Müller ihn wirklich immer vorbringt — muß jeder Händler wissen, woran er ist; denn die Marken werden um den zehnten Teil des Katalogwertes verkauft.

Nachmal, wenn es sich um besonders wertvolle Marken handelt, erzieht man Herrn Müller den Spezialauftrag zur Reparatur. Sein „größtes“ derartiges Geschäft war bisher die Wiederherstellung eines Stücks, das 3000 Schilling wert war; die Reparatur kostete fünfzig Schilling; also wahrhaft kein übermäßiges Honorar. Gelegentlich passieren natürlich auch kleine Verunsicherungen. Herr Müller zeigt dem Besucher eine Marke, bei der felsamerweise der

## Der Narr und der Gutsherr

Eine moderne Fabel

Ein Obstbaumgarten an des Dorfes Rand, der zog sich weit in altes Bauernland.

Zu Erntesegen stand da Baum an Baum, die Äste trugen ihre Bürde laum.

So mancher Arme, der vorüber ging, mit Sehnsuchtsblicken an den Früchten hing.

Den Herrn jedoch ersauht die Fülle nicht, denn reiche Ernte schlechten Preis verspricht.

Doch nur am hohen Preis war ihm gelegen, darum verwünschte er den reichen Segen.

Ein Narr, der diesen Gutsherrn jammernd fand, der küßte sich zu gutem Rat gesandt.

Er sprach: „Weßt doch den Ueberfluß dem armen Volk, das immer darben muß.“

Ihr selbst verdient an dem Wen'gen mehr, das Volk wär glücklich und die Bäume leer.

Ihr hättet noch ein gutes Werk getan: So war am Ende jeder wohl daran.“

So sprach der Narr, doch kaum hat er's gesagt,

da wurde er voll Zorn davongejagt.

Die Armen standen weiter bei den Säunen, die reifen Früchte saukten auf den Bäumen.

Wie ist doch diese Welt so übel dran, wenn nur ein Narr vernünftig raten kann!

Martin G r i l l.

Poststempel in der Mitte aufhört. Er hatte vergessen, die angelebte neue Markenpforte mit dem Stempel zu versehen. Oder ein besonders neugieriger Sammler kam auf die Idee, ein neu vom Händler erworbenes Stück im Wasser zu tauchen. Er hätte es lieber bleiben lassen sollen; denn die beiden Teile, die Herr Müller so mühselig aneinandergefügt hatte, schwammen plötzlich einzeln herum. Diese Geschichte stimmt Herrn Müllers Besucher nachdenklich. Denn ist es nicht wirklich eine Illusion, daß eine reparierte Briefmarke weniger wert sein soll als eine ungeflügelte? Man denkt an die falschen von Goggs, an die Plafiten des italienischen Meisterfälschers Doffena, an laufende falscher Experten, die von gelehrten Kunsthistorikern unterzeichnet, in der Welt herumwandern. Bei Bildern oder Statuen kann man sich noch auf größeren oder geringeren Kunstgenuß herausreden, wenn man das Original der Fälschung vorzieht. Aber bei Briefmarken? Herr Müller läßt sich nicht gern in Diskussionen über dieses Thema ein. Er weiß recht gut, daß sein Geschäft auf Illusionen, Snobismus und Fetischglauben beruht. . . .

Was Herr Müller außer seinem Briefmarkengeschäft noch betreibt, verrät er seinem Besucher nicht. Immerhin zeigt der Meister — rein theoretisch natürlich — eine ausgezeichnete

Kenntnis jener winzigen Merkmale, an denen man gefälschte Scheids oder Briefe erkennt — ein Wissen, das sicherlich entfernt in sein Fach schlägt; denn ist es im Prinzip nicht gleichgültig, ob die mit Nadelklinge und Leimkügelchen aneinandergefügte Papierstücke zu einer Briefmarke oder zu einem Bankschein gehören? Und ist nicht beides ein Symbol unserer Illusionen, unseres Uberglaubens an den Wert oder Anwert der Dinge?

Ein wenig neidisch verabschiedet sich der Besucher von Herrn Müller. Eine preiswert erworbene, fast echte alte „Bayern“ nimmt er als Beweisstück der unerreichbaren Kunst des Meisters mit.

„Wollen Sie mir nicht Ihre Kunst beibringen, Herr Müller?“

Der Meister schüttelt den Kopf. „Nein — nur wenn Sie mir fünftausend Schilling zahlen!“

„Aber der Sachen, den ich Ihnen als neue Konkurrenz zufügen würde, wäre doch im Laufe der Zeit sicher größer?“

Herr Müller lächelt. „Da hab ich keine Angst. Niemand kann diese Arbeit wirklich erlernen wie das Schusterhandwerk. Es gehört eben Talent dazu, Farbensinn, Eignung für Präzisionsarbeit — man muß halt ein Künstler sein.“  
Von Egon Larsen

antiken Ring. Es war ebenderselbe Ring, den Kaiser Trajan dem Centurio geschenkt, und den Rechtsanwalt Zipov aus Kaslovo ausgegeben hatte. Ira Basov hatte den Ring bei ihrem Dienstherrn gesehen, die Geschichte und den Verwendungszweck erfahren und das Schmuckstück schließlich gestohlen, um ihren treulosen Verlobten damit umzubringen. Bei der Hochzeitsfeier gab es aber nur einen kleinen Zwischenfall: der Steuersekretär, der den Ring schon am Finger hatte, drückte verächtlich auf den kleinen Goldknopf, die Feder, die ihre Kraft erstaunlicherweise durch fast zwei Jahrtausende bewahrt hatte, wurde ausgelöst, eine Nadel hob hervor und stach ihn erheblich in den Finger. Erst jetzt erkannte er den Giftiring, begab sich unverzüglich in eine Klinik, wo man die Ungefährlichkeit des Ringes augenblicklich feststellte. Dann aber erstatete er Anzeige bei der Polizei, Ira Basov wurde verhaftet, und es kam zur Gerichtsverhandlung.

Ira Basov war geständig, den Giftiring des Kaisers Trajan entwendet zu haben, um ihren treulosen Geliebten zu töten. Da indessen die Sachverständigen angaben, der Ring sei absolut harmlos geworden, weil der Giftbehälter ja vollkommen leer gewesen sei, nahm das Gericht einen straflosen Mordversuch mit untauglichen Mitteln an; auch wegen Diebstahls konnte das Mädchen nicht abgeurteilt werden, da ihr jede Bereicherungsabsicht gefehlt hatte.

Dieser Prozeß, der in der Kriminalgeschichte der letzten Zeit einzig dasteht, hat jedenfalls auch die Wirkung gehabt, das Interesse für die „tote“ Wissenschaft der Archäologie wieder zu heben. Gegenwärtig ist das Sofioter Nationalmuseum, in dem der Ring jetzt aufbewahrt wird, täglich das Ziel von Hunderten von Besuchern, die sich angesichts des tückischen Schmuckstückes aus dem Altertum gern einige alte Schauer über den Rücken laufen lassen wollen.

## Der Giftiring des Kaisers Trajan

MZB, Sofia, Mitte August.

Ein Dienstmädchen, das einen Mordversuch mit dem Giftiring eines Römerkaisers unternimmt — das ist das ungewöhnliche Thema eines Kriminalprozesses, der dieser Tage in Sofia zur Verhandlung kam. Den Mittelpunkt des Prozesses bildete begreiflicherweise nicht so sehr die Anklage wie das Instrument, das sie zur Durchführung der Tat benutzen wollte: Der Giftiring.

Kaiser Trajan hat in Bulgarien bleibende Spuren seiner Regierungszeit hinterlassen, unter der das Römerreich bekanntlich seine größte Ausdehnung erreichte. Er hielt in verschiedenen Städten Hof, gründete Siedlungen, legte Garnisonen an und besetzte den Archäologen unserer Tage viele recht erfreuliche Funde. Das Sofioter Nationalmuseum birgt eine umfassende Sammlung von Fundstücken aus der Römerzeit, aber auch in Privatbesitz gibt es genug Schwerter, Helme, Ketten und Ringe. Aus einem Zentrionengrab bei Kaslovo barg der Rechtsanwalt Zipov vor 29 Jahren einen solchen Ring, neben dem eine Aufschrift besagte, daß der Centurio Marcus Quintinius Pugnus das Schmuckstück wegen irgendwelcher Verdienste um die Person des Imperators von diesem persönlich empfangen habe; als Zipov bald darauf und sehr plötzlich starb, untersuchte man den Ring und stellte fest, daß er einen geheimen Sprungfedermechanismus hatte; bei einem leichten Druck auf den Goldknopf schnellte eine winzige Nadel aus einer Höhlung hervor. Zweifellos hatte die Höhlung einmal Gift geborgen; erst die Resonanz hatte wieder ähnliche tödliche Schmuckstücke gebracht, mit denen man jeden Freund oder Liebhaber unauffällig umbringen konnte, der den Ring an den Finger steckte. Ob Marcus Quintinius Pugnus an dem Ring gestorben ist, läßt sich heute, nach über 1800 Jahren, natürlich nicht mehr feststellen. Zweifelhafter war der Fall schon bei dem Rechtsanwalt Zipov. Nach seinem Tode war der Giftbehälter jedenfalls leer, — und hier setzte die eigentliche Prozeßgeschichte ein:

Das Dienstmädchen Ira Basov bei dem

Kaufmann Ivan Zipov — dem Enkel jenes Rechtsanwaltes — in Sofia angeheiratet, war mit einem Steuersekretär verlobt. Er hatte ihr die Ehe versprochen, hatte dann aber die Verlobung rückgängig gemacht und ein anderes Mädchen geheiratet. Ira Basov hat und drohte; schließlich aber schien sie sich mit ihrem Schicksal als verlassene Braut abgefunden zu haben. Zur Hochzeitsfeier sandte sie ihrem verflorenen Bräutigam als Zeichen ihrer Verzeihung einen

## Die Meisterstinker der Natur

Vor mehreren Jahren besuchte ich eine Edelgelatierfarm. Pelztierchen waren damals noch nicht alltägliche Bewohner von europäischen Pelztierfarmen. Hier aber gab es schon damals mehrere dieser lieben und temperamentvollen Tiere, die beim Herannahen des Farmbesizers fast toll vor Freude wurden. Er liebte sie wie kleine Kinder. Mit besonderem Stolz zeigte er mir seinen größten Schatz: ein nordamerikanisches Stinktier, das die Gelehrten der Tierkunde *Mephitis mephitis* nennen und das in der zweiten Welt unter dem Namen *Skunk* sich einen großen Ruhm erworben hat — wegen seines Pelzes, der von den Frauen aller Kontinente sehr geschätzt und begehrte ist. Man kann ohne Übertreibung sagen: ein annuitives Geschöpf — obwohl sein Name immer genannt wird, wenn man die tüchtigsten Stinker der Tierwelt nennt. Es besitzt nämlich an jener Stelle seines Verdauungsapparates, die diesen rückwärts mit der Außenwelt verbindet: zwei *Stinkdrüsen*, die zu den wirksamsten Waffen eines Tieres zum Schutze gegen Feinde gehören. Dem stärksten, mutigsten und listigsten Tier vergeht gründlich die Luft ihm nachzustellen, wenn die aus jenen natürlichen Stinkbomben losgehenden Dünste in seine Nase dringen. In dem Theater einer nordamerikanischen Stadt, wohin sich einmal ein solches Tierchen aus der nahen Steppe verirrt hatte, gab es eine Panik, die fast verhängnisvoll wurde, als es von sich in seiner Art ein Lebenszeichen gab. Es soll auch einige Tage ge-

dauert haben, bis man das Theater von dem unerträglichen Geruch befreien konnte.

Wir standen nun vor dem Käfig eines solchen berühmten Tieres. Als dieses uns — besser gesagt: mich, den ihm Unbekanntesten, also für ihn den Feind — erblickte, streckte es den Rücken, schwang seinen Schwanz in die Höhe, kurz: es zielte. Unwillkürlich machte ich einen Schritt zurück.

Nur keine Angst — sagte mein Begleiter — die Stinkdrüsen sind in Amerika geblieben. Dort entfernt man nämlich diese in den Pelztierfarmen schon in der frühesten Jugend dieser Tiere, um ihre Gehe und Pflege überhaupt möglich zu machen.

„Es ist eine merkwürdige Laune der Natur“, sagte ich, „ein solches zieltes Tierchen zu einem Virtuosen des Stinkens zu machen.“

„Bitte, bitte, nur gerecht sein“, erwiderte mein Begleiter, „auch Blumen, und dann sogar noch die schönsten, können fürchterlich stinken.“

„Freilich“, sagte ich, jetzt fällt es mir ein, daß die wilde, gelbe Rose nach Wangen riecht.“

Diese Bemerkung gab dem jungen Farmbesitzer, der nicht nur ein Zoologe, sondern auch ein Kenner der Pflanzenkunde war, Anlaß, über stinkende Pflanzen noch einiges hinzuzufügen.

„Die wilde gelbe Rose ist nicht die einzige Blume, die nach Wangen riecht. Das kann auch die *Wangenorhidee*. Und Blumen die

# Muß England Insel bleiben?

Nasgeruch haben, gibt es sehr viele. Sie üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Insekten aus, die „auf Nas fliegen“. Als Ge- genleistung sorgen diese Insekten, durch Ueber- tragung der Pollen, für die Befruchtung dieser Pflanzen und daher auch für die Erhaltung ihrer Art. Sogar die größte Blüte, die es in der Pflanzenwelt gibt, die *Rafflesia Ar- noldi*, die auf Sumatra zu Hause ist, ist eine solche Nasblüte. Man kann sich vorstellen, was eine solche Blüte im Stinken leisten kann, wenn man weiß, daß ihr Durchmesser einen Meter beträgt. Und wenn man bedeutenden Bota- nikern Glauben schenken darf, dann gibt es sogar eine Pflanze, deren Blüten nach mensch- lichem Stinken riechen. Das ist die *Tacarcata di- gitata*, eine amerikanische Pflanze aus der Familie der Papageiengewächse, aus der auch der berühmte Melonenbaum stammt. Eine Pflanzenfamilie ist freilich auch eine sehr ge- mischte Gesellschaft.

Ueber stinkende Pflanzen könnte ich noch vieles erzählen, aber diesmal nur noch eines. Der schwedische Naturforscher *Njöberg* er- zählt in seinen Reiseberichten, daß auf *Borneo* — und nur hier, sonst nirgends in der Welt — eine Orchideenart gibt, — *Bul- bophyllum bicar* ist ihr botanischer Name — deren hundert Blüten tragende Wis- tentrauben durchdringend nach Nas riechen. Ihr Gestank soll so furchtbar ekelhaft sein, daß der Aufenthalt in ihrer Nähe nur für kurze Zeit ertragbar ist. Einmal besaß auch der berühmte botanische Garten in *Kew* bei London eine solche Pflanze. Die Besucher, von denen manche Bedrohlich belamen, verließen aber fluchtartig das Treibhaus, wo diese Orchidee ihre prach- tigen Blüten entfalte. Wie Sie also sehen, gibt es Wunderblumen, die im Stinken mit den bedürftigen Meisterstinkern der Tierwelt aufneh- men können.

Der üble Geruch der schönen Orchidee auf *Borneo* und sonstiger stinkender Blüten der Pflanzenwelt ist freilich, sagte ich, nur für uns Menschen ein Gestank, für die Geschöpfe, die es eigentlich angeht, für die Wasinsekten, ist er aber ein Wohlgeruch, wie der Bratenduft für den hungrigen Menschen; ein Meisterwerk der Klammelnatur der Natur, um die Wasinsekten dorthin zu locken, wohin sie nach dem Plan der Natur eigentlich hingehören. Die Natur, die den Gestank geschaffen hat, hat auch Freunde, Gön- ner und Beschützer dafür geschaffen. Wenn es wahr ist — wie *Fechner*, der Seelenfor- scher, verkündet —, daß die Pflanzen eine Seele haben und daher auch Intelligenz besitzen, wo- von *Maeterlinck*, der Dichter, überzeugt ist, dann kann man auch die Behauptung wagen, daß die schöne Orchidee auf *Borneo* ganz genau weiß warum sie stinkt. Sie kommt dabei auf ihre Rechnung.

„Wenn aber die Pflanzen“, meinte mein Begleiter, „eine Seele haben — nebenbei ge- sagt, neigte auch *Schopenhauer* und *Eduard Hartmann* zu diesem Gedanken — und daher den Pflanzen eigentlich nichts Menschliches fremd ist, dann ist es klar, daß auch dem Menschen nichts „Pflanzliches“ fremd sein kann. Wir wundern uns oft darüber, daß es Menschen gibt, die ihre seelische Reinheit sozusagen zur Schau stellen und aus deren Seele dennoch unsichtbare und unfassbare Kräfte her- vordringen, die alle gerechte und wahrheitslie- bende Menschen in die Flucht jagen. Das ist ein Rätsel aus den Tiefen des Unbewußten der menschlichen Seele — ein Rätsel nicht unähn- lich dem der schönen und reinen, aber fürchter- lich stinkenden Orchidee auf *Borneo*.

Josif M é d c i.

Nach zehnjährigen Projektierungsarbeiten des Ingenieurs *Thomé de Gammond* wurden im Jahre 1866, also vor heute über siebenzig Jahren, die ersten Versuchsbohrungen für den Eisenbahntunnel unter dem *Aermellanal*, für die Verbindung von Frankreich und England begonnen.

Das Resultat dieser in drei Jahren durch- geführten Bohrungen und Peilungen war über- aus günstig. Die Peilungen gaben nirgends eine größere Meerestiefe als sechzig Meter auf einem ausgewaschenen glatten Kalksteinboden. Die Bohrungen ergaben, daß dieser weiße Kalkstein in einer mächtigen Schicht auf einer noch stärkeren aus grauem Kalk lag. Das ge- fundene Gestein gab eine große Sicherheit vor Einbruch des Meeres und war zugleich beinahe zehnmal leichter zu bohren als der vorher in härtesten Gestein getriebene Tunnel am *Mont- Genis*.

In der französischen Akademie gab *Lespeps*, der geniale Erbauer des *Suez-Kanals*, dem Projekt die günstigsten Voraussetzungen. Zwei Ge- sellschaften, eine englische und eine französische, waren gegründet. Millionen Pfund Sterling standen bereit. In Frankreich leiteten *Michel Chevalier* und der Ingenieur *Thomé de Gammond* das Unternehmen. In England stand *Lord Richard Gosvener* mit den Ingenieuren *Sir John Hawkshaw* und *Brunkes* an der Spitze. Das Büro in London-Bestminster, *Victoria- Street 5*, arbeitete fieberhaft. Die Ausmei- ßung konnte in diesem Jahre, dem Jahre 1876, begonnen werden. Der Bau sollte zehn Jahre später, im Jahre 1886, beendet sein. Die Zei- tungen schrieben begeistert:

„Die beiden Mächte, die seit Jahrhunder- ten Krieg gegeneinander führten und sich meist feindselig überwachten und in immer größere Kriegsbereitschaft hineinstürzten, wollen sich endlich fest und friedlich verbinden. Möchte dies doch dem Weltfrieden, der jetzt bewaffnet in allen gebildeten Staaten täglich fünf Millionen *Thaler* kostet, zugute kommen.“

Und so wird hoffentlich dieser englisch- französische Kanal-Eisenbahntunnel auch zu einem haltbaren Verbindungsgliede zwischen den Völkern werden. Denn nur durch materielle und geistige Verbrüderung können sich diese einander fördern, die friedliche Weltkultur sichern und pflegen, dem verzehrenden bewaff- neten Frieden seine immer tödlicheren und massenhafteren Geschöpfe aus den Händen win- den und uns von den Uebeln befreien, mit denen die modernen Staaten sich gegenseitig die gesunde Existenz verkümmern.“

Welch treffliche und zugleich aktuelle und moderne Worte. In dieser Atmosphäre der öffentlichen Begeisterung, der technischen Sicher- heit und gesicherten Finanzen konnte der Bau begonnen werden. Er konnte — Pseudonatio- nale, den ökonomischen Interessen des englischen Volkes entgegenstehende Einwände verzögerten den Bau. Er scheiterte im Jahre 1884 endgültig am *Reio* der englischen Königin *Victoria*.

Es ist kein Wunder, daß dieser Kanal- tunnel, der die Völkerverzöhnung, den wirt- schaftlichen Aufstieg, den technisch-geistigen Triumpf verkörpert, immer wieder die fran- zösische und englische Nation beschäftigt und die Bürokraten füttert. Ein neu ausgearbeitetes Pro- jekt des *Aermellanal*-Kanals wurde im Jahre 1924 von vierhundert Mitgliedern des eng- lischen Parlamentes unterstützt. Der damalige Premierminister *Macdonald* versprach dem *Unterhaus*, daß das Reichsverteidigungsamt die Ueberprüfung des Planes beschleunigen würde. Da mit unseren modernen Maschinen für die Bauzeit nur noch fünf Jahre veran-

schlagt werden, wäre der Tunnel im Jahre 1929 vollendet gewesen. Er ist heute, also nach fast einem weiteren Jahrzehnt noch nicht be- gonnen.

Es sind nun jedoch in letzter Zeit sensario- nelle Tatsachen bekanntgeworden, die dem *Aermellanal*-Tunnel phantastischere neue Mög- lichkeiten geben. Der englische Geologe *Pro- fessor J. Baker*, früherer geologischer Berater der Regierung von *New-Foundland*, der in Fischtreifen großes Ansehen genießt, hat die Er- gebnisse seiner fünfjährigen Forschungen ver- öffentlicht. Darin behauptet *Baker*, daß sich unter dem Mündungsgebiet der *Rheme* ein riesiges Kohlenbecken befindet. Dieses Kohlen- becken stehe mit den großen nordfranzösischen Kohlenlagern quer durch den *Aermellanal* in Verbindung. Der Geologe, der die Ausbeutung dieser Lager auf fünfhundert Quadratmeilen schätzt, behauptet, daß es die besten Kohlen ent- halte, die jemals gefördert worden sind.

Sind diese Behauptungen Tatsachen, dann ergäbe sich also die ungläubliche Möglichkeit, daß man viele Jahre lang ein *Berybeck* quer durch den Meeresarm mit *Ruhen* betriebe, um zuletzt die Sehnüch des letzten *Jahrhunderts*, den Eisenbahntunnel *England-Frankreich* gleich- sam geistlich zu erhalten.

Bestimmten werden jagen, was seit siebenzig Jahren vernünftig gewesen wäre und doch nicht geschehen ist, das wird nicht gerade in unserem nicht klüger gewordenen Zeitalter geschehen. Sie mögen recht haben. Aber es gibt auch für die Optimisten einen Grund, nicht zu verzagen. Die Kohlenvorräte unserer Erde sind nicht un- erschöpflich. Bald wird die *Rot* uns zwingen, auch unter den *Aermellanal* zu *kettern* und dort die *Kohle* herauszukraben. Dann werden sich eines Tages doch unter dem *Meere* *Frans- zosen* und *Engländer* die *Hand* reichen und *vielleicht* ist dies dann zugleich der *Beginn* eines *besseren* *Zeitalters*. Einer *Äpoche* der *gemein- samen* *Arbeit* der *Völker* und des *Friedens*.

Kurt Doberer.

## „Beinahe“

Von E. Zella

Eigentlich bin ich doch ein Glückspilz. Wenn ich so bedenke, was mir alles im Leben schon beinahe gesüßt ist, dann bin ich mit meinem Schicksal ganz zufrieden. In Wirk- lichkeit hat es mir bis heute allerdings das sehr bescheidene Einkommen eines kleinen Beamten im Finanzministerium und eine hunderterlei Familie beschert. Aber daß ich schon so oft nahe daran war, reich und glücklich zu werden, das gibt mir eine innere Heiterkeit und einen Glauben an mein Schicksal.

Denken Sie mal: voriges Jahr hätte ich beinahe das große Los gewonnen! Ich hatte nämlich ein paar *Extra-Arbeiten* im Amt ge- macht, und am Dreißigsten erhielt meine Lohnnote etwas mehr Geld als sonst. Ich rechnete also ganz vergnügt nach *Saufe* und *überlege*, was ich wohl mit dem *Gelde* machen sollte. So in Gedanken bleibe ich vor einem *Laden* stehen. Wie ich genauer hinschre, ist es ein kleines *Bank- und Wechselgeschäft*, das über das ganze *Schaufenster* ein *Plakat* ausgehängt hat: *Nor- weg* *Ziehung!* Na, denke ich, ist das ein *Wink* des *Schicksals*? Ich habe noch nie in meinem Leben gespielt, noch nicht einmal *Sechshun- dert*. Soll ich nicht einmal ein *Los* kaufen? Oder ein *halbes*? Vielleicht nur ein *Rehmel*?

Ich rechne und finde, daß der *Ueberblick* vom *Gehalt* für ein *halbes Los* reichen würde. Ich könnte sogar den *Kindern* für *Sonntag* noch

